

Gabriele Freytag

**Ein wilder Ort**



Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie.  
Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet abrufbar unter  
<http://dnb.d-nb.de>

Besuchen Sie uns auch im Internet:  
[www.marta-press.de](http://www.marta-press.de)

1. Auflage Februar 2017

© 2017 Marta Press Verlag Jana Reich, Hamburg, Germany

[www.marta-press.de](http://www.marta-press.de)

Alle Rechte vorbehalten.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

© Umschlaggestaltung: Niels Menke, Hamburg

© Foto der Autorin: Derk Machlitt

Printed in Germany.

ISBN 978-3-944442-58-7

# Inhalt

Vorbemerkung.....	9
Einführung.....	11
1. Kein Anschluss .....	15
2. Das schönste Jawort.....	18
3. Mit dem Muttermund sprechen.....	31
4. Geschichten über Krebs.....	37
5. Der leichte Weg .....	43
6. Tropische Betörung.....	47
7. Im Herzen des Lotus.....	54
8. Trost von Fremden.....	61
9. Die Mitwirkungspflicht.....	65
10. In the jungle .....	68
11. Suche nach den Ursachen .....	75
12. My way .....	83
13. Heilung durch das Wort .....	90
14. Mater inviolata .....	95
15. Das Brüllen.....	99
16. Verkehrspolitik.....	102
17. Allein segeln.....	106
18. Stille mit Mutter Meera .....	111
19. Psychotherapie und Krebsheilung .....	115
20. Der Mann in den Wehen.....	126

21. Gewitter der Rosen .....	131
22. Ein Haus in Italien.....	134
23. Wolf.....	140
24. Viele Zutaten, kein Rezept.....	143
25. Das Gesicht von Krebszellen .....	156
26. Geld oder Leben .....	160
27. Sabadilla .....	167
28. Am Tiefpunkt .....	172
29. Letzter Aufruf Achteinhalb .....	177
30. Erbschaften.....	180
31. Sexualität .....	185
32. Das große Geschenk.....	194
33. Blutiges Nachspiel.....	201
34. Zeugnis ablegen.....	212
35. Unser Krebs.....	219
36. Into the wild.....	227
Literatur.....	231
Meine Romantherapie .....	234

## Vorbemerkung

Nach einer Krebsdiagnose im Sommer 1997 fing ich an, Hilfe für meine Gebärmutter zu suchen. Mein Wunsch war eine Art von Behandlung, bei der ich mich bewahren konnte. Ich stellte mir vor, den Krebs zu überwinden und dabei körperlich und seelisch unversehrt zu bleiben. Je mehr ich damit in Berührung kam, desto weniger überzeugten mich die Angebote der Schulmedizin. Es machte mich misstrauisch, dass ein Dialog mit mir überhaupt nicht vorgesehen schien. Und es wollte mir einfach nicht einleuchten, dass eine Operation die einzige Option sein sollte.

Obwohl mir auffiel, dass viele Menschen mit Alternativen zu Chemotherapie, Bestrahlung und Operation liebäugeln, erwies sich im Ernstfall die Angst, auszuscheren, bei fast allen als übermächtig.

Meine kritische Haltung, die ungewöhnlichen Entscheidungen und die daraus resultierende Praxis erlebte ich all die Jahre als ganz persönlich und individuell.

Ich schwamm alleine gegen den Strom – was oft schwer war, aber notwendig, um mir selbst treu zu bleiben.

Damals war ich überzeugt, dass die Onkologie in vielleicht vierzig Jahren über die Methoden der Neunziger lachen würde. In nicht allzu ferner Zukunft, so glaubte ich, wäre eine ganz andere Herangehensweise nahezu selbstverständlich geworden.

Von den vierzig Jahren ist inzwischen die Hälfte verstrichen. Die Behandlung von Gebärmutterhalskrebs hat sich in

der Tat verändert. So gilt beispielsweise die Wertheim-Operation – damals noch gängige Praxis – heute in seriösen Krankenhäusern als Körperverletzung. Doch die Revolution ist ausgeblieben. Während auf vielen anderen Gebieten Menschen aufgebrochen sind und nicht mehr mitmachen, blieb die Medizin im Kern die gleiche: Chemotherapie ist raffinierter geworden, die Strahlen punktgenauer und alternative Verfahren sind als sogenannte Komplementärmedizin durchaus willkommen.

Etwas wirklich Neues zeigt sich jedoch nicht am Horizont.

Und trotzdem spüre ich Hoffnung. In vielen Bereichen werden Umwälzungen in Gang gesetzt. Große Teile der Bevölkerung und EntscheidungsträgerInnen sehen keinen Sinn mehr darin, so weiter zu machen wie bisher.

Ganz offensichtlich sind die schlimmsten Bedrohungen entstanden, weil man zu kurzfristig und unterkomplex dachte und mehr Ressourcen entnommen werden, als regeneriert werden können. Auch ich hatte genau davor Angst: Dass mein Körper sich nach einer Überdosis Zerstörung nicht mehr regenerieren könnte. Und ich glaubte an eine andere Lösung – dabei kannte ich genau eine Person, die es mir vorgelebt hatte.

Viele Menschen haben daher begonnen, ihre Kritik umzusetzen und ihre Belange selbst in die Hand zu nehmen. Probleme mit den Denk- und Herangehensweisen lösen zu wollen, die ja erst dazu geführt haben, wird zunehmend als nutzlos und gefährlich entlarvt.

Der Traum von der Selbstermächtigung beginnt Wirklichkeit zu werden.

Ich lese mit großer Freude die Zeichen der Zeit. Und manchmal durchströmt mich das Gefühl, Teil einer großen Bewegung zu sein.

Gabriele Freytag, Horneburg im Februar 2017

## Einführung

Ja, es war Krebs. Nicht nur eine Zellveränderung am Mund oder „Carcinoma in situ“, sondern PAP5: Plattenepithelkarzinom am Gebärmutterhals.

Nach meiner vollständigen Genesung ohne Operation, Strahlen- oder Chemotherapie glaubten zahlreiche Menschen, ich hätte gar keinen Krebs gehabt. Meine Realität befand sich offensichtlich weit außerhalb ihrer Vorstellung.

Nein, ich bin in keiner Sekte, die mir Operationen verbietet, ich bin auch keine Anhängerin einer bestimmten Alternativmedizin oder eines Gurus. Ich sah nur nicht ein, mich mit Leib und Leben Behandlungen anzuvertrauen, die mir unausgereift vorkamen.

Einige Jahre später wurde ich aufs Schönste bestätigt, als ein Leipziger Gynäkologe eine Behandlung des Cervixkarzinoms erfand – inzwischen weltweit geachtet und auf dem Weg, Standard zu werden – die einzig und allein „auf neuen Erkenntnissen über die weibliche Anatomie“ beruht! (siehe Kapitel 31)

Dass Körper und Heilung durch die Gedanken beeinflusst werden, kann man mittlerweile in jedem Volkshochschulkurs über Gesundheit hören. Trotzdem, wenn es ernst wird, möchten die meisten Leute das nicht riskieren, sondern überlassen sich lieber dem Altbekannten – obwohl selbst Insider der Onkologie nicht von grundlegenden Fortschritten sprechen.

Im Laufe der Geschichte hat es immer wieder Menschen gegeben, die es wagten, gegen den Strom zu schwimmen und einer starken inneren Stimme zu folgen. Oft waren sie ihrer Zeit

voraus, meistens wurden sie bekämpft – nicht selten erreichten sie Fortschritte für alle.

David Servan-Schreiber, unermüdlicher Pionier und Theoretiker einer neuen, Geist und Körper verbindenden Krebsbehandlung, hat im Angesicht des Todes bedauert, seinen eigenen Maximen nicht konsequent gefolgt zu sein. (David Servan-Schreiber: Man sagt sich mehr als einmal Lebewohl. München 2012, S. 63 f.)

Ich will nicht verschweigen, wie oft ich in den neun Jahren meiner Krebsheilung nur zu gut verstanden habe, warum Menschen es nicht genauso machen. Es ist ein einsames Geschäft, und der Wind von vorne bläst einem immer wieder kalt und unerbittlich ins Gesicht.

Damit das nicht so bleibt, habe ich meine Geschichte aufgeschrieben.

Die einzelnen Kapitel können auch unabhängig voneinander gelesen werden, es ist möglich, irgendwo einzusteigen, denn es überkreuzen sich thematische, räumliche und zeitliche Achsen.

Ich wünsche mir aus tiefsten Herzen, dass Sie sich von meiner Geschichte bewegen lassen – auch wenn es Ihnen manchmal schwerfallen mag, denn es handelt sich nicht immer um leicht verdauliche Kost.

Seien Sie versichert, dass alles, was Sie hier lesen, nicht aus Büchern stammt, sondern aus dem Leben.

Ohne die Hilfe anderer, mir naher Menschen, hätte ich niemals das Glück eines guten Ausgangs erlebt. Das Zeugnis, das ich ablege, bekundet auch meine Dankbarkeit ihnen gegenüber.



*„Wo es Macht gibt, gibt es Widerstand. ... Diese Widerstandspunkte sind überall im Machtnetz präsent. Darum gibt es im Verhältnis zur Macht nicht den einen Ort der Großen Weigerung – die Seele der Revolte, den Brennpunkt aller Rebellionen ... Sondern es gibt einzelne Widerstände: mögliche, notwendige, unwahrscheinliche, spontane, wilde, einsame, abgestimmte, kriecherische, gewalttätige, unversöhnliche, kompromißbereite, interessierte oder opferbereite Widerstände ...“*

Michel Foucault,  
Der Wille zum Wissen – Sexualität und Wahrheit I

*„Aus dem dunklen Labyrinth der Krankheit führt kein einfacher Fluchtweg. Jede Kreuzung auf unserer Reise bedeutet eine neue Wahlmöglichkeit, einen neuen Wendepunkt. ... Wenn wir unser Leben in vollem Umfang bejahen können zu einem Zeitpunkt, an dem es äußerst schmerzhaft eingengt ist, zugleich aber auch voller Möglichkeiten steckt, wenn wir, obwohl die Füße uns ins Ungewisse tragen, eher mit offenen, denn mit fest zusammengekniffenen Augen weiter-schreiten, erst dann wird es uns möglich sein, einen Weg zu erkennen, der kreative Antworten für uns bereithält. ... Krankheit stellt uns vor ein Paradoxon: Um Verlorenes zurückzufordern, müssen wir etwas benutzen, von dem wir vielleicht nicht einmal wissen, dass wir es bereits besitzen. ... Heilung findet nur über die Wiedergewinnung der Seele statt, wie dies Schamanen schon seit jeher behaupten.“*

Marc. I. Barasch,  
Ich suchte meine Seele und wurde gesund

*„Was immer es ist, was den Zünder auslöst und dich über die Grenzen deines eigenen Lebens hinaus in eine kurze und totale Schönheit schleudert, und sei es nur für einen Augenblick, es ist genug.“*

Jeannette Winterson,  
Das Schwesteruniversum

# 1. Kein Anschluss

Das Jahr 1997 ließ von Anfang an keinen Zweifel daran, dass es mich herausfordern würde.

Auf einem Foto im März auf La Graziosa sehe ich trotz Urlaubsbräune und Hafenkulisse furchtbar traurig aus. Den Abzug habe ich zu Hause gleich zerrissen. Normalerweise konnte ich Fotos, auf denen ich mir nicht gefiel, durchaus aufheben – aber das war zu viel. Hatte Harald mich fotografiert? Mein alter Freund war mitgereist, obwohl er sich auf der kargen Insel überwiegend langweilte. Oder war es B. gewesen, die nach einer Woche nachkam, um einen allerletzten Rettungsversuch unserer Beziehung zu starten?

Einige Wochen zuvor hatte ich in Hamburg eine Gynäkologin konsultiert und war mit dem Befund PAP3 aus der Praxis gegangen. Riet sie mir damals schon zu einer Operation? Oder stellte sie das nur für später in Aussicht – falls der Wert sich nicht bessern sollte?

Ich weiß noch, dass ich am gleichen Tag in einem Geschäft am Gänsemarkt ein Paar Schuhe stahl. Meine alten ließ ich einfach stehen und mit den neuen spazierte ich hinaus. Die schwarzen Schnürstiefeletten entsprachen hundertprozentig meiner Gemütslage: Ich fand sie verwegen und gleichzeitig elegant. Sie gehörten bereits so sehr zu mir, dass ihre Aneignung nur noch einen kleinen Schritt erforderte. Gleichzeitig hatte ich große Angst und war, als ich wieder draußen stand, über meine Unverfrorenheit erstaunt. Trainierte mein Unbewusstes bereits damals, Risiken einzugehen und Regeln zu

übertreten? Schuhe sind mir, wie den meisten Frauen, wichtig, und ich hatte natürlich mehr als genug davon. Doch es mussten genau diese sein, die meinem Gang eine kämpferische Note verpassten.

Der Druck, nun überaus gesund zu leben, machte mich kribbelig. Selbstgekochtes Bio-Essen, viel Schlaf und regelmäßiges Meditieren hielt ich für das Mindeste. Doch es klappte nicht, denn ich war unglücklich und fand nur selten zu innerer Gelassenheit.

Im Mai ging die Beziehung in die Brüche. B. hatte bereits zwei Wochen später eine neue, und ich konnte deren Auto regelmäßig vor der benachbarten Gartenpforte stehen sehen. Inzwischen war ich nicht nur verletzt, sondern rasend.

Im Juni hielt ich auf dem 20. Frauentherapiekongress in Seeon den Eröffnungsvortrag. Es machte mir Freude und kam gut an. In der Folge stiegen mein sozialer und erotischer Kurswert merklich. Doch als viel wichtiger sollte sich erweisen, dass ich mich an jedem einzelnen der vier Kongresstage frühmorgens zum Luna-Yoga bei Adelheid Ohlig aufraffte.

Im Laufe des Sommers besuchten mich Freundinnen und Freunde in Daudieck. Wir saßen am See unter den alten Linden, tranken Tee oder abends Wein und sie rieten mir, nach vorne zu schauen und Trauer und Ärger loszulassen. Das Übliche, vorgetragen mit jener scheußlichen Zuversicht, die man in einem solchen Moment keineswegs teilen mag.

Im Juli schaute ich zwar nicht nach vorne, aber doch wenigstens zur Seite und schlief mit zwei verschiedenen Männern, die beide rothaarig und sommersprossig waren.

Als sich danach meine Periode verspätete, stellte ich mir schon ein rotgeflaumtes Baby in mütterlichen Armen vor und musste schmunzeln bei dem Gedanken, dass seine Herkunft nicht eindeutig zuzuordnen wäre.

Doch das sollte nicht mein Problem werden – denn ich war nicht schwanger. Stattdessen bekam ich Anfang August einen Brief.

Das war an einem Samstag. Am Nachmittag hatte ich noch mit Sigrid die Geburtstagsfeier ihres Neffen besucht und danach wollte ich partout nicht alleine sein.

So kam es, dass meine beste Freundin bei mir war, als ich zu Hause die Post in die Hand nahm. Das Kuvert war von einer Berliner Gynäkologin. Ich hatte die Behandlerin gewechselt, da mir die neue wärmstens als alternativ und naturmedizinisch orientiert empfohlen worden war. Ich wollte keine Gynäkologin, die mir schnell zu einem Eingriff riet. In der Woche davor, der letzten Semesterwoche, war ich zum ersten Mal bei ihr in Kreuzberg gewesen für eine sogenannte Vorsorgeuntersuchung, die genau genommen eine Maßnahme zur Früherkennung ist.

Der Brief teilte in knappen Worten mit, dass ich PAP5 hätte. Für die nächste Woche sei bereits ein Operationstermin in einer Berliner Klinik vereinbart. Eile sei geboten, ich solle mich dringend melden. Ich könne sie auch privat anrufen, jederzeit, Nummer anbei.

„Kein Anschluss unter dieser Nummer“, hörte ich am kommenden Tag, einem Sonntag, wenn ich immer wieder die Nummer anwählte.

Zwei Dinge gingen schwer in meinen Kopf: Dass die angegebene Nummer falsch war und dass es so ernst um mich stehen sollte.

## 2. Das schönste Jawort

Plötzlich befand ich mich in einem Raum, in dem alles Denken träge wurde und das Fühlen schier aufhörte. Die Tür fiel gerade hinter mir ins Schloss.

Wie gerne hätte ich mich jetzt dem Rat von ÄrztInnen in die Arme geworfen. Ich wollte schnellstmöglich weg aus dem Käfig der Angst und mich einer windelwarmen Normalität überlassen. Das haben doch andere schon vor mir durchgemacht, versuchte ich mich zu beruhigen. Es muss doch möglich sein, zu überleben, sagte ich mir. Doch es fühlte sich an wie etwas, das möglicherweise zu groß für mich war. Die Angst zerhackte mich geradezu.

Und die Medizin dagegen, so schien mir, konnte nur in einem Krankenhaus und einem Operationssaal zu finden sein.

Ich tue jetzt alles, macht mit mir was ihr wollt – nur bitte, bitte lasst mich am Leben bleiben.

Natürlich stellte ich nicht in Frage, dem Rat meiner Frauenärztin zu folgen und mich umgehend in Berlin ins Krankenhaus zu begeben. Der Termin war ja schon organisiert. Und ich sollte keine Zeit verlieren.

Zunächst war eine Konisation geplant. Dabei sollte das vom Krebs befallene Gewebe kegelförmig aus dem Gebärmutterhals herausgeschnitten werden.

Doch je mehr ich mich damit beschäftigte, desto weniger verstand ich, wie man eigentlich den betroffenen Teil des Muttermundes so genau identifizieren wollte.

Mir fiel auf, dass mir nichts versprochen wurde. Es wurde lediglich ein Vorgehen als unumstößlich – als Dogma – vorgestellt. Wenn ich hinterfragte oder gar widersprach, vermittelte man mir unmissverständlich, das sei nicht nur nicht erwünscht, sondern geradezu tollkühn und in meiner Situation lebensgefährlich.

Misstrauen beschlich mich und war nicht mehr zu verscheuchen. Ich zweifelte, ob es wirklich bei einem als harmlos hingestellten Eingriff bleiben könnte. Auf mein Nachfragen äußerte sich die Frauenärztin vage. Ich bekam zunehmend den Eindruck, man wolle mich mit Halbwahrheiten abspeisen, um mir zu verschweigen, wie wahrscheinlich bei einem PAP5 eine radikale Hysterektomie war. Auch dass der Eingriff nicht ambulant durchgeführt werden sollte, schien mir in dieselbe Richtung zu deuten und gefiel mir gar nicht.

Langsam schälte sich heraus, dass ich mich dem üblichen Vorgehen nicht einfach anvertrauen konnte und wollte. „Nein danke, ich denke selber“, fiel mir dazu ein – der Titel eines Buches, das ich vor kurzem erworben hatte.

Die sogenannte Totaloperation bedeutet bei Krebs nicht das gleiche wie bei anderen Indikationen, die wiederum der Grund für 90% aller Gebärmutterentfernungen sind (Senkung, starke Blutungen, Vorfall, Myome etc.). Bei einem Krebsbefund erweitert sich der Eingriff meistens auf die Beseitigung der benachbarten Lymphknoten, des Halteapparats und des oberen Drittels der Vagina. Radikal nennt man dieses Vorgehen, es ist seit über hundert Jahren gebräuchlich und nach Dr. Wertheim benannt. Die Operation dauert in der Regel neun bis elf Stunden. „Sie wurde ganz ausgeräumt“, hieß das in meiner Kindheit, wenn Frauen sich miteinander ohne Männer unterhielten.

Um etwas Ordnung in das Chaos zu bringen, fing ich an, meine inzwischen völlig widersprüchlichen Gefühle und Ge-

danken auf zwei Stühlen zu erforschen – eine alte Technik aus der Gestalttherapie, die mir immer gut geholfen hatte. Man verändert mit der äußeren Position auch die innere – und wechselt zwischen beiden Stühlen hin und her.

Erster Stuhl: Hätte man erst einmal angefangen zu operieren, so würde das Schneiden womöglich nicht aufhören. Ein Schnitt mitten in den Krebs würde alles noch schlimmer machen und das Geschehen am Muttermund erst richtig aus dem Gleichgewicht bringen. Eine Hysterektomie nach einer vorangegangenen Konisation wäre eine sehr schwere Belastung für meinen Körper. Die Voraussetzungen für Selbstheilung würden damit kontinuierlich schlechter werden.

Zweiter Stuhl: Es könnte aber auch gut gehen. Schließlich war ich ja nicht die erste Frau mit einem PAP5 am Muttermund. Letzteres war allerdings etwas beschönigend. Meine Frauenärztin hatte gerade mal einen Fall von PAP5 vor mir in zwanzigjähriger Berufspraxis gesehen. Meistens wird spätestens ab PAP4 operiert.

Frauen in meinem Bekanntenkreis hatten sich die Gebärmutter entfernen lassen und waren damit gut zurechtgekommen suggerierte ich mir. Allerdings lag bei ihnen keine Krebsdiagnose vor. Einige waren sogar richtig erleichtert gewesen. Ich würde mich gut vorbereiten auf die Operation, liebevoll begleiten lassen und hinterher ein schönes Heilritual machen. Dann würde auch das Resultat wie gewünscht sein: Der Krebs wäre weg und würde nie mehr wiederkommen.

Nicht nur mir wurde deutlich, dass auf dem zweiten Stuhl eine Menge Autosuggestion vonnöten war, nach dem Motto: Alles wird gut, andere machen es auch so.

Natürlich ging mir auch durch den Kopf, dass Gebärmutterhalskrebs ein Todesurteil sein kann. In meinem Umfeld hatte



ich erst kurz zuvor von einer Frau gehört, die daran gestorben war.

In Europa geht Gebärmutterhalskrebs täglich für etwa achtzig Frauen tödlich aus. „Im Jahr 2012 erkrankten weltweit 528.000 Frauen, etwa 266.000 starben daran“, kann man unter dem Stichwort „Zervixkarzinom“ aus den Quellen der Weltgesundheitsorganisation lesen. Weltweit sterben also fast die Hälfte der Erkrankten. Das sind pro Tag ungefähr 7.300 Frauen – genauso viele EinwohnerInnen hatte mein Wohnort.

Irgendetwas, nenne wir es Intuition, Ahnung oder tiefes Gefühl, vermittelte mir, dass es hier nicht um mehr Unruhe und Eingreifen gehen konnte. Ich hatte mich stets als eher zu aktiv, zupackend und schnell empfunden. Langsamkeit und Geduld waren nicht meine Stärken. Nun ahnte ich, dass mir meine Krebsheilung etwas anderes als das Bekannte abverlangte.

Am Tag nach der Diagnose, einem Montag, arbeitete ich wie immer und empfang meine PatientInnen. Nach Berlin musste ich nicht, denn es waren gerade Semesterferien. Die Prüfungen für die Studierenden fingen erst im September an.

Am Mittwoch rief ich eine Bekannte an, mit der ich einen Workshop für feinstoffliche Heilarbeit organisierte. Ich wollte ihr nur mitteilen, dass ich für die Vorbereitungen im Moment nicht voll zur Verfügung stehen könne und sie bitten, eventuell, wenn es möglich war, etwas mehr zu übernehmen.

Sie sah da keine Probleme. Am Ende des Gesprächs sagte sie wie nebenbei: „Du weißt ja Gabriele, ich würde nicht ins Krankenhaus gehen.“

So kam der Stein richtig ins Rollen.

In diesem Moment erlaubte ich mir, die Operation wirklich in Frage zu stellen und zwischen zwei gleichwertigen Möglichkeiten zu wählen.

Vorher hatte ich zwar irgendwie ein mulmiges Gefühl zu den Vorschlägen der Gynäkologin gehabt, aber gleichzeitig mit allen Kräften daran gearbeitet, mich letztlich auf einen Weg zu bugsieren, der auf den operativen Eingriff hinauslief. Nun gab es eine reale Alternative: einfach nicht hingehen.

Mein Denken fing an, neue Richtungen einzuschlagen. Ungewöhnliche Ideen konnten sich zeigen. Kreativität wurde frei. Es war, als wäre ich wieder in mich hinein gerutscht, nachdem mich der Schock kurzzeitig entkernt hatte. Hier hatte ich mich wieder beisammen und ich spürte, dass ich schlau und fähig war.

Als erstes entschied ich mich gegen einen Krankenhausaufenthalt in Berlin, wo ich nur wenige Freundinnen hatte und mich niemand Vertrautes hätte auffangen können. Ich besorgte mir stattdessen einen Operationstermin im Universitätskrankenhaus Hamburg-Eppendorf für die kommende Woche.

In der folgenden Nacht träumte ich, ich läge auf einem gynäkologischen Stuhl und eine ziemlich hässliche Ärztin beuge sich über mich. Sie ist schön, denke ich plötzlich verwundert. Eben sah sie doch noch unattraktiv aus – und im nächsten Moment verliebe ich mich in sie. „Sie haben Krebs“, sagt die nun überaus attraktive Ärztin mit ernstem Gesichtsausdruck, „aber sie haben so viele Helferzellen, dass es kein Problem darstellt.“

In dieser ersten geträumten Szene meines Heilungswegs fand ich die Sicherheit, es schaffen zu können – mit viel Hilfe. Der Traum schenkte mir Akzeptanz für eine Lebenslage, die kurz vorher noch ganz hässlich ausgesehen hatte. Die Perspektive hatte sich gewandelt. Auch Krebs sollte ich offensichtlich mit Liebe begegnen. „Walk in beauty“, fiel mir ein.

Zum Glück kannte ich die feinstoffliche Heilarbeit bereits seit über fünf Jahren.

Wir verfügen nicht nur über den sichtbaren grobstofflichen Körper, sondern darüber hinaus über einen feinstofflichen, auch Aura genannt. Dort manifestieren sich Krankheiten, bevor man sie körperlich feststellen kann, und dort können sie auch aufgelöst werden. Durch schwingende Bewegungen, Imagination von Farben und Heilungsmantras wird Selbstheilung im Feinstofflichen angeregt.

Ich hatte inzwischen zu oft erfahren, dass es funktionierte, um noch prinzipiell zu zweifeln. Schmerzen waren gelindert worden, Symptome verschwunden und medizinische Befunde hatten sich verändert – bei mir und anderen. Im Laufe der Zeit war mir ein neues Denken vertraut geworden: Der Körper ist lebendige Schwingung; manchmal ist die Originalschwingung gestört oder fast verschwunden. Wir können sie wieder in Erinnerung bringen. Die Aura, die sich zusammengezogen hat, dehnt sich dann aus, ihre Farben werden frei und leuchten.

Was mir noch fünf Jahre zuvor ziemlich fremd erschienen wäre, ging mir inzwischen in Fleisch und Blut über.

Das erste Seminar zur feinstofflichen Heilarbeit hatte ich nur deshalb besucht, weil es unter einem ganz anderen Titel angeboten worden war, nämlich „Weibliche und männliche Körpersprache“. Aber dann fing ich Feuer.

Marianne Wex, die Seminarleiterin, war in den 1980er Jahren, als sie noch Dozentin an der Hamburger Kunsthochschule war, lebensbedrohlich erkrankt. Sie hatte sich mittels feinstofflicher Heilarbeit, die sie auf Reisen in England und Neuseeland kennenlernte, nahezu vollständig erholen können. Als ich sie 1990 traf, lebte sie in London und praktizierte in einer kleinen Klinik die von Lily Cornford entwickelte Methode. Ich überredete sie, in Deutschland einen Ausbildungsgang anzubieten,

und organisierte die Wochenenden in Hamburg in den Räumen des Frauentherapiezentrum. Marianne war zunächst skeptisch, ob ihre Seminare Anklang finden würden, doch die Nachfrage war von Anfang an groß.

Inmitten meines inneren Aufruhrs hatte ich das dringende Bedürfnis, mit ihr zu reden, und versuchte verzweifelt, sie zu erreichen. Sie wanderte gerade in den Alpen mit ihrer Freundin, weilte auf einer Almhütte, natürlich ohne Telefon.

Trotzdem drangen die Buschtrommeln zu ihr durch, und nach ein paar Tagen rief sie mich aus einer Telefonzelle an. „Ja“, sagte sie, im Prinzip sei Heilung auf energetischem Weg auch bei Krebs denkbar. Sie äußerte sich sehr zurückhaltend. Ich merkte, dass ich mich nach mehr Versicherungen und Anleitung gesehnt hatte – ich wollte etwas hören wie „Aber natürlich geht Selbstheilung hier, wir machen es folgendermaßen, und selbstverständlich wirst du bald einen Rückgang des PAP-Wertes erreichen.“ Aber wie ich noch oft erfahren sollte, wollte mir niemand die Entscheidung abnehmen. Sicherheit musste ich in mir finden.

Ich sagte den Termin in Eppendorf ab. Eine freundliche Krankenschwester meinte am anderen Ende der Leitung einfach „O.k., alles klar.“ Meine Güte! Ich hatte befürchtet, man würde Erklärungen von mir verlangen, mich angreifen und für verantwortungslos erklären. Zumindest würde ich genötigt werden, einen anderen Termin zu vereinbaren. Vielleicht würde sogar jemand vor meiner Haustür auftauchen, um mich zur Raison zu bringen? Offensichtlich wurde ich zu nichts gezwungen.

Im Nachhinein erscheinen meine Befürchtungen vielleicht übertrieben. Aber ich hatte am Anfang große Angst, quasi gewaltsam auf den Operationstisch gezerzt zu werden.

Der „Fall Olivia“ war ein paar Jahre zuvor durch die Presse gegangen und hatte die Gemüter mächtig erhitzt. Es war dabei zwar um ein Kind gegangen, das gegen den Willen der Eltern einer schulmedizinischen Behandlung zugeführt werden sollte (und wurde), aber die mediale Botschaft war umfassender: Hier entzieht sich niemand dem Zugriff – und wenn, dann hat es fürchterliche Folgen.

Ich beschloss, mir Zeit zu lassen.

Sicher war ich nicht zufällig einen Monat zuvor Adelheid Ohlig begegnet. Auf dem Kongress der feministischen Psychotherapeutinnen hatte ich mit Freude jeden Morgen an ihren Yogasitzungen teilgenommen. Adelheid, das wusste ich aus ihrem Buch, hatte ebenfalls Krebs am Gebärmutterhals gehabt und ihn ohne Operation, Bestrahlung oder Chemotherapie überwunden. Sie erfand vielmehr das Luna-Yoga, veränderte ihr Leben und ließ sich homöopathisch behandeln. Nach zwei Jahren war sie wieder kerngesund. Wenn sie das konnte – dann konnte ich es möglicherweise auch.

Ich rief Adelheid an. Sie ermutigte mich, ein alternativer Weg erschien in diesem Telefonat ganz selbstverständlich. Und sie vermittelte mir Kontakte zu Frauen in ähnlicher Situation.

So begann ich ein eigenes Netz zu weben, in dem ich die Spinne in der Mitte verkörperte. Ich war auf Neues aus und legte mich auf die Lauer. Was ich brauche, wird schon kommen, versicherte ich mir. Und ich ahnte bereits, dass dafür viel Geduld vonnöten sein würde.

In meinem Umfeld sprach ich nur mit ausgewählten Personen über den Krebs, denn ich hatte schnell begriffen, dass die meisten Menschen furchtbar erschrecken, bereits beim Thema Krebs, und erst recht, wenn jemand nicht den üblichen Weg der Behandlung wählt. Und als Folge dieser Angst ziehen sie sich entweder zurück oder fangen an, zu belehren und zu kritisieren. Ich erlebte dann das Gegenteil von Mitgefühl, Interesse oder Dialogbereitschaft. In einer heiklen Situation konnte ich mir das nicht leisten. Meine Kräfte brauchte ich für etwas anderes.

Gleichzeitig erfuhr ich zu meiner großen Freude, dass die wenigen guten Freundinnen, die mich lange kannten, bereit waren, meinen Weg zu unterstützen. Und das, obwohl sie für sich selber wahrscheinlich andere Entscheidungen gefällt hätten.

Eine Kollegin befragte ich zu ihrem Gebärmutterhalskrebs, der einige Jahre zurücklag. Sie hatte damals mit einem Befund von PAP4 beim Sex Kontaktblutungen gehabt, war sofort ins Krankenhaus eingeliefert und umgehend neun Stunden operiert worden. Sie ist überzeugt, dass ihr die Entfernung der Gebärmutter das Leben gerettet hat. Probleme mit Darm, Blase und Wasser in den Beinen trägt sie mit Geduld und Humor. Ich bewunderte sie, schreckte aber auch vor den Folgen der Operation zurück, die ich gravierend fand.

Die Freundin einer Freundin, eine Ärztin, rief mich ungefragt an, um mich vor allzu großer Sorglosigkeit zu warnen. Sie schien zu glauben, ich wüsste nicht, womit ich es zu tun habe, und sie müsse mich erst einmal über die Sachverhalte aufklären.

Natürlich kannte ich das gängige medizinische Modell: Zellveränderungen am Muttermund würden sich, seien sie erst

einmal zu Krebs geworden, keinesfalls von alleine zurückbilden. Es sei noch nie jemand übers Wasser gegangen, hatte mir die Gynäkologin auf die Frage nach Selbstheilung geantwortet. Einziges Mittel der Wahl sei ein operativer Eingriff. Alles andere sei reiner Wahnsinn.

Meine Freundinnen hielten sich weiterhin zurück mit ihrer Meinung. Sie nahmen eine Haltung wahrer Freundschaft ein und jede Einzelne vermittelte mir: „Wenn du dich für diesen Weg entschieden hast, dann traue ich es dir zu.“ Mich rührte das sehr. Ihre Unterstützung wurde mir im Laufe der Jahre, die ohne Besserung aber auch ohne Verschlechterung vergingen, unendlich wertvoll.

Erst am Ende der Reise erfuhr ich, was ich vorher nur gespürt hatte: Sie hatten sich tatsächlich (fast) keine Sorgen um mich gemacht!

Meinen Eltern erzählte ich zunächst nichts davon. Ich wollte sie schonen und plauderte munter über Belangloses in unseren wöchentlichen Telefonaten. Als ich ihnen schließlich mitteilte, dass ich Krebs hätte und andere Wege damit gehen wolle als die üblichen, schienen sie nicht überrascht. Unausgesprochen signalisierten sie mir: „Wenn jemand etwas Außergewöhnliches schaffen kann, dann unsere Tochter.“ Genau diese Einstellung hatte mich in der Vergangenheit oft über meine Kräfte gefordert und nicht selten geärgert. Aber jetzt fühlte es sich wunderbar an: Meine Eltern hatten keine Zweifel, dass ich ein selbstgestecktes Ziel erreichen würde. Und es schien sie gar nicht zu scheren, wenn ich dabei nicht den üblichen Weg einschlug. Sie waren da schon einiges gewohnt von mir.

So hatte ich bald eine Gruppe von UnterstützerInnen beisammen und konnte meine nächsten Schritte wagen. Diese

Menschen bildeten ein Kraftfeld, das mich nährte und trug. Es gibt nichts Schlimmeres, als von Angst und Sorge umgeben zu sein. Und es gibt nichts Besseres, als Familie und Freunde, die auf dich vertrauen.

Was mir jetzt noch fehlte, war eine Ärztin. Die Berliner Gynäkologin, homöopathisch und alternativ, war entsetzt über meine Weigerung, ihrem Rat zu folgen. Sie legte mir nahe, dann lieber für den weiteren Weg auf sie zu verzichten. Eine feministische Hamburger Frauenärztin, die mich danach kurze Zeit begleitete, schien mir voller Angst vor der Zukunft, die sie sich für mich ausmalte. Und bevor ich mich gegen sie entschieden hatte, hatte sie mir bereits brieflich übermittelt, dass sie und das Familienplanungszentrum für weitere PAP-Abstriche nicht mehr zur Verfügung stünden.

Trotz der offensichtlichen Unverträglichkeiten wünschte ich mir eine Fachfrau an meiner Seite. Außerdem brauchte ich jemanden für eine Krankschreibung. Denn ich sah mich nicht in der Lage, die rasant näherkommenden Aufgaben an der Universität zu bewältigen, unter anderem die Vorbereitung eines Seminars über den Körper in der Psychotherapie. Vor einem vollbesetzten Hörsaal zu stehen und mit den Studierenden über die Beeinflussung der Physis durch die Psyche zu diskutieren, während ich selber um mein Weiterleben rang, konnte ich mir beim besten Willen nicht vorstellen.

Mittlerweile war mehr als ein Monat vergangen. Meine Entscheidung lautete: Ich gebe mir ein Jahr, um zu erfahren, ob ich auf alternativen Wegen eine Besserung erreiche – und dann überprüfe ich weiter. Ich fälle keine prinzipielle Entscheidung gegen Schulmedizin. Doch ich gebe meiner Selbstheilung eine faire Chance.



Bei der Überlegung, welche Ärztin mich wohl dabei begleiten würde, war mir inzwischen der Mut gesunken.

Da fiel Sigrid ein, dass ich mich immer gut aufgehoben gefühlt hatte bei Dörte Kohlbach, einer klassischen Homöopathin und Allgemeinmedizinerin, die im Norden Hamburgs praktizierte.

Ich hatte Dörte bestimmt fünfzehn Jahre lang nicht gesehen, weil ich nie krank genug gewesen war, um neunzig Minuten Fahrt auf mich zu nehmen. Sie war, auch damals schon Medizinerin, Anfang der 1980er Jahre meine erste Psychotherapeutin gewesen. Am Schwarzen Brett des Fachbereichs Psychologie hatte ich einen kleinen Zettel entdeckt „Biete kostenlose therapeutische Gespräche an.“ So lernte ich Dörte kennen. Sie wohnte mit ihrer Familie ein paar Schritte von der Uni entfernt und befand sich gerade in der Ausbildung zur ärztlichen Psychotherapeutin. Ich ging zwei Jahre lang zu ihr in die wunderbar lässige Jugendstilwohnung, ihr jüngster Sohn krabbelte manchmal in den Therapieraum. Es erschütterte mich, wie sehr ein anderer Mensch, noch dazu ein offensichtlich kluger, anerkannter und schöner, bereit war, mich anzunehmen. Die ersten Monate lauerte ich darauf, zurückgewiesen zu werden und die Therapeutin in der moralisierenden Position meiner Mutter wiederzufinden. Dörte hingegen hüllte mich in Verstehen und Liebe.

Und jetzt wäre es das Größte überhaupt, sie würde in einer schweren Stunde meine Ärztin werden.

Sofort rief ich sie an. Ich fasste mich kurz, wählte die Worte mit Bedacht: „Ich habe Gebärmutterhalskrebs und will ihn auf alternativem Weg bewältigen, also ohne Operation. Kannst du dir vorstellen, mich dabei zu begleiten?“

Auf das Wort „begleiten“ legte ich Wert, denn es implizierte, dass ich den Kurs vorgab. Was für ein immenses Ansinnen ich da präsentierte, war mir klar. Im Hörer entstand eine Pause.

Mit allem hatte ich gerechnet, mit Nachfragen, sogar mit sanften Vorwürfen, mit Unentschiedenheit, Bedingungen und Aufschub – aber nicht mit einem einfachen „Ja“.

Es war das schönste Jawort, das ich je bekommen habe.